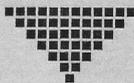


mandelbaum *verlag*

# Mandlbogen

Typen und Bilder aus Wien  
1912~1918

Von Alexander Salkind



Wien und Leipzig  
Nestroy-Verlag

Druck der »Elbemühle«, Wien, 9. Bezirk, Berggasse Nr. 31

Alexander Salkind

# MANDLBOGEN

Typen und Bilder aus Wien 1912–1918

Herausgegeben von Barbara Agnese,  
Sabine Bergler und Tanja Friedwagner

mandelbaum *verlag*

Gedruckt mit Unterstützung von:  
Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus  
MA 7 – Kulturabteilung der Stadt Wien, Referat Wissenschafts- und  
Forschungsförderung  
Das Dekanat der philologisch-kulturwissenschaftlichen Fakultät der  
Universität Wien

[www.mandelbaum.at](http://www.mandelbaum.at)

© mandelbaum verlag wien 2014  
alle Rechte vorbehalten  
ISBN 978-3-85476-444-1

Lektorat: Erhard Waldner  
Satz & Umschlaggestaltung: Michael Baiculescu  
Umschlagbild: Wiener Typen, Wienmuseum  
Druck: Primerate, Budapest

## INHALT

### WIEN IM FRIEDEN

- 8 Der „Heurige“  
*Herbst 1912*
- 13 Das Automobil meiner Frau  
*Herbst 1912*
- 18 Unser Prater  
*Sommer 1913*
- 25 Sie haben Zeit  
*Sommer 1913*
- 31 Sonntag  
*Sommer 1913*
- 37 Die Wiener Frauen  
*Sommer 1913*
- 41 Ziehtermin  
*Sommer 1913*
- 46 Mandlbogen  
*Herbst 1913*
- 61 Fasching  
*Winter 1913*
- 68 Typen aus dem Landesgerichte  
*Neujahr 1914*

## WIEN IM KRIEGE

- 78 Spiele  
*Sommer 1915*
- 82 Prinz Karnevals Kriegstod  
*Winter 1915*
- 86 Typen  
*Frühling 1916*
- 91 Jubiläum im Kriege  
*Frühling 1916*
- 96 Schnellphotographie  
*Sommer 1916*
- 100 Weiter draußen  
*Herbst 1916*
- 104 Der übertriebene Stil  
*Herbst 1916*
- 107 Was ich zum Kriegs-Neujahr schrieb ...  
*Neujahr 1917*
- 112 Musterung  
*Sommer 1917*
- 116 Mein Freund Imre Istvan  
*Frühling 1918*
- 120 Alle Räder stehen still  
*Jänner 1918*
- 
- 125 Das „Projekt Berggasse 11“ und Alexander Salkind  
*Von Barbara Agnese, Sabine Bergler, Tanja Friedwagner*

# **WIEN IM FRIEDEN**

## DER „HEURIGE“

Herbst 1912

8

Wehmütig sieht man ein Stück des alten Wien um das andere fallen. Die liebe, schellenklingende Pferdebahn, den holprigen Rumpelkasten, den unsere Vorväter Stellwagen nannten, die winkligen, krummen Gäßchen, die trauten niederen Häuser, um die sich der stille Zauber der anspruchslosen Vergangenheit wob, die Holzbuden im Würstelprater, in denen wir als kleine Kinder mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen den wackeren Würstl beobachteten, wie er den Teufel oder bei Galavorstellungen gar auch dessen böse Großmutter mit einem dicken Knüttel bearbeitete, die einfachen Ringelspiele, die in ihrer grellen Bemalung mit ihren wunderschönen Rößlein und Figuren, mit ihrer kreisenden Werkelbegleitung unserer kindlichen Phantasie als der Inbegriff des Herrlichen und Begehrenswerten erschienen, alles ist anders geworden, so anders, daß wir es kaum wieder erkennen. Hätten wir nicht unsern Steffel noch, unseren Spritzwagen und den Mistbauer, wir wähten uns in eine wildfremde Stadt versetzt und würden von quälendem Heimweh nach unserem guten, alten Wien verzehrt, wir würden uns aufmachen und es suchen, wie es seit den frühesten Tagen unserer Kindheit noch frisch in unserer Erinnerung lebt, es suchen mit denselben glühenden Wangen, denselben leuchtenden Augen, die wir vor Jahrzehnten immer zum Würstel mitbrachten. Unsere Wangen würden bald blässer werden, unsere Augen tränenfeucht, denn wir fänden unser Wien nicht. Das Alte ist nicht mehr, es ist von Neuem abgelöst worden, die Jahre sind wie im Flug verflossen. Und doch sind es eigentlich gar nicht die Jahre, die dahinströmen, sondern unsere Jugend ist es, die so rasch verstrich, unsere Jugend, unsere Ideale, unser sorgloses Gemüt. Die Zeit ist unwandelbar und ehern, sie rührt sich nicht, die Menschen sind es, die

sich ändern, die aus der anheimelnden Vergangenheit eine öde und poesielose Gegenwart gestaltet haben, mit einem steten Hasten und Jagen nach Erwerb. Auch die neue Zeit ist die gute alte geblieben, man muß sie nur mit den Augen betrachten, mit denen sie unsere Vorfahren betrachtet haben, an einem sonnenhellen Frühlingstage, wenn die Natur sich verjüngt, die Vögel zwitschern und das erste Grün sich schüchtern hervorwagt, mit einer rosenroten Brille ange-  
tan muß man sie zu erspähen trachten und mit einem übervollen, freudegeschwellten Herzen.

Und man wandelt dann hinaus in die ehemaligen Vororte, nach Grinzing, Sievering oder nach Dornbach, durch breite, schattige Alleen, vorbei an kleinen, schmucklosen Häusern, vor denen die Leute nach des Tages Mühen in beschaulicher Ruhe Rast halten, zu ihren Füßen die schläfrig blinzelnden Hunde, ein Bild des Friedens und des Glückes, vorbei an weiten Toren, über denen ein „Buschen“ prangt. Da findet man sie wieder, die alte Wiener Gemütlichkeit, denn beim Heurigen ist sie noch einquartiert, beim schlichten Heurigen, mit den schlecht gehobelten Holzbänken und Tischen, die unvernünftig ferne voneinander stehen, so daß man sich alle Glieder ausrenken muß, um nach Speise und Trank lang zu können. Bei jenem Heurigen, zu dem man sich sein Schinkenbein, sein Viertel Gansel oder seine Pariserwurst mitbringt, bei dem man den Halben, den ein vierschrötiger Bursche mit einer blauen Schürze denkbarst wenig anmutig kredenzt, gleich bezahlen muß, vor dessen Eingang man keine lange Kette von Autos und Fiakern erblickt, wo sich mächtige, knorrige Bäume mit riesigen Ästen und dichtem Laubwerk über Tische und Bänke wölben. Eine unglaublich dicke Frau wälzt sich durch die Sitzreihen und bietet Zuckerwerk feil, ein schwächtiges Bürschlein mit einem Korb, der doppelt so groß ist als sein Träger, läuft geschäftig hin und her und ruft sein: „Brot, bitte“, das irgend eine tiefe Baßstimme mit dem Kommando „Schani, Brot, da gehst her“, prompt quittiert, dazwischen ein alter Mann in einem schäbigen, fadenscheinigen Röckchen, der Planeten

oder Glücksmanderln zu verkaufen hat, und ein hochaufgeschosener Jüngling mit einer turmhohen Stange, an der frische Brezeln baumeln, dann wieder ein verschmutzter Südländer mit klebrigen, schmierigen Fingern und einer Schürze, die zur Zeit, als sie erstanden war, also damals, wie Napoleon in Schönbrunn weilte, weiß gewesen, der sein „Karamelli“ schreit, und ein unverkennbarer Orientale, der in geschwätziger Eile seine Messer, Bleistifte, Notizbücher, bisweilen auch Socken und Hosenträger anpreist. Alle Nationalitäten im besten Einvernehmen, keine Spur von Haß und Hader. Und ganz oben, auf einer rohgezimmerten Bretterbude, die der Volksmund „Pawlatschen“ getauft, allen sichtbar, von allen verwöhnt und verhätschelt, drei oder vier Herren mit Streichinstrumenten, vor ihnen ein Tisch, der mit vollen und leeren Gläsern und Flaschen bedeckt ist, aber die vollen sind zumeist in der Überzahl. Ein Teller macht sich in der Mitte dieses Tisches patzig, ein Teller, der nicht dazu bestimmt ist, ein Gulasch oder ein Paar Frankfurter aufzunehmen, sondern auf dem braune und silberfarbene Dingerchen rollen, bisweilen wohl auch braune und blaue Lappen, um die man sich hernach viele Gulasche und Frankfurter kaufen kann. Und zu beiden Seiten dieser Herren, von denen zwei regelmäßig unheimlich dick und brillenbewehrt, zwei Sinnbilder der mageren Jahre sind, thronen einige andere Wesen, auch eine Konzession der alten an die neue Zeit, denn sie sind Sänger und veranschaulichen den Grundsatz der Arbeitseinteilung, da vordem die Gebieter auf der Pawlatschen Sänger und Musikanten in einer Person waren. Beim Heurigen gibt es prinzipiell keinen Standesunterschied, prinzipiell allerdings nur, denn in der Praxis fehlt es auch hier nicht an Protektion, die am ehesten noch der genießt, der jenen wichtigen Teller am Tische vor den Musikanten und Sängern zärtlich behandelt, oder von dem man erwarten darf, daß er es tun wird. Im Prinzipie sind sie aber alle gleich. Der Hofrat sitzt neben dem Amtsdienner, der Oberleutnant neben dem Gefreiten, der Bezirksrichter neben seinem unfreiwilligen Kostgänger von vorgestern, der Großindustriel-

le neben seinem Fabriksarbeiter, der berühmte Schriftsteller neben dem Direktor des Theaters, der die Annahme seiner Tragödie in sieben Akten noch vor wenigen Tagen verweigert hat. Alle Abstufungen, alle Gegensätze scheinen verwischt, nicht einmal in den konsumierten Alkoholquantitäten treten sie zutage. Die „Noblen“ bestellen sich irgendein Lieblingslied, rücken damit in den Mittelpunkt des Interesses, aber die „Minderen“ hören es ja auch und können sich, wenn sie die Augen schließen, einbilden, daß die Sänger jetzt an ihren Tisch herankommen, sich halb vertraulich, halb bescheiden verneigen und dann ihre Stimmen erschallen lassen. Manchmal produziert sich ein Coupletsänger oder ein Stegreifdichter, der mit verblüffendem Talent den Studiosus der Philosophie als schneidigen Kavaliereleutnant und den Rittmeister in Zivil als Kandidaten der Theologie besingt. Ob ers aus mangelnder Menschenkenntnis tut, oder weil er die Schwächen der Menschen erfaßt hat, die gerne etwas anderes scheinen als sie sind? Der Zeiger rückt vor, die Stimmung wird immer lauter und fideler, die Menge der geleerten Flaschen immer größer. Der verbittertste Melancholiker wird schließlich mit fortgerissen, vergißt seinen Gram und singt die süßen, einschmeichelnden Weisen mit, pascht wohl ab und zu in die Hände, wenn es der Refrain gerade erfordert, der korrekteste Salonmann legt seine Maske für kurze Zeit ab, ist fröhlich unter den Fröhlichen und ungezwungen unter den Ungezwungenen. Um alle schlingt sich ein festes Band: die Wiener Gemütlichkeit, die Wiener Musik, das herrliche Grün der Wiener Umgebung. Und ganz seitwärts an einem Tisch sitzt ein blühendes, junges Menschenpaar, ein echtes Wiener Mädl, mit einer graziösen Figur, einem reizenden Köpfchen, das von widerspenstigen Locken umrahmt ist, mit seelenvollen Augen und ein schlanker, netter junger Mann. Von der Pawlatschen her aber ertönt die verführerische Melodie: „Herrgott, laß mir meinen Leichtsinn nur, mach mich, bitte, nicht zu ge-scheit“, es tönt so lockend, so verheißend, als wäre es just für diese beiden seligen Menschenkinder komponiert ... Die Musikanten

haben einen anderen Walzer angestimmt, die Schar der Anwesenden singt die Texte froh und heiter mit: „Drunten am blauen Donaustrand“ ...

12

Der Mond ist in blendender Pracht aufgegangen, Millionen funkelnder Sterne glitzern auf dem tiefblauen, klaren Firmament. Ein kühler, milder Luftzug streicht durch die Bäume, die leise zu raunen und rauschen beginnen, der Chor zu dem flotten Walzerliede, das ihre Gäste hinausschmetterten. Die Bäume sind die alten und haben Generationen unter ihrem Blätterwald beherbergt, wenn „ausgesteckt“ worden ist. Und sie wissen, daß es immer die alte Geschichte ist, die im neuen wie im einstigen Wien ganz gleich geblieben ist, die traurige und doch so schöne Geschichte von zwei Menschen, die einander lieben und verlassen, vom Vereintsein und vom Scheiden, von der tollsten Ausgelassenheit und dem herbsten Schmerze, vom Ringen und Streben, vom Erlahmen und vom Erliegen, das wehmutsvolle Volkslied: „Man sieht sich, lernt sich kennen, liebt sich, muß sich trennen!“ Sie wissen, daß es eine ewige Wahrheit ist, die nichts zu wandeln vermag, die bestanden hat, als Wien noch das alte Wien war, mit seinem Glacis, seinen Basteien, die bestehen wird, wenn es das ganz neue Wien geworden ist, mit einer Untergrundbahn und einem einheitlichen Autotaxitarif. Und die alten Bäume schütteln ihre Köpfe und murmeln einander zu: „Ach Wien, mein liebes Wien, es zieht zu dir mich hin“ ... und es dünkt ihnen, als stimmten alle, die da beisammen sind, mit in diesen Sang ein, nicht frivol und lärmend, sondern wie in Ehrfurcht und weihetvoll, als befänden sie sich in einem Gotteshause. Und da nicken die alten Bäume wohlwollend und zufrieden und bestätigen, daß die Wiener Gemütlichkeit noch lange nicht gestorben, daß sie frisch lebt und pulsiert, draußen im Grünen bei den Klängen heimischer Musik, und daß sie die prosaischen Menschen der Gegenwart nur anders benannt haben: nämlich Leichtsinn!!